

über zur gelben Linde. Und in der geräumigen Küche kneteten die Mägde schwägend und sichernd den Teig.

Die Muhme stand mit Jungfrau Michiza in der Weinwandkammer, und Kunne, die Gürtelmagd, hob kostbare Wandteppiche aus den Truhe.

Sie war uralt geworden, die alte Kunne von damals; aber sie stand noch fest auf den kurzen Beinchen, wie vorzeiten, und kein Zittern der runzeligen Hand verriet die Zahl der Jahre, die sie auf dem gekrümmten Budel in den Winter hineintrug. Nur die Augen wollten nicht mehr mittun; sie waren stumpf geworden vom Sonnenlichte der Fahrzehnte und rot vom Herdrauch der Winter, die sie geschaut hatten. Und sie hatte das Gedächtnis verloren im Laufe der Zeit — das Gedächtnis für die Dinge des Tages. Dünn und krächzend klang ihre Stimme, wenn sie von alten Geschichten erzählte. Sie war mürrisch geworden, sie konnte nur wenig mehr schlafen des Nachts, und ihre Mitmägde gingen ihr gern aus dem Wege.

Sie war auch heute unzufrieden und wußte selbst nicht recht warum. Und murrend sprach sie: „Lasset doch die Wandbehänge in den Truhe, Frau Gräfin. Kommt ja doch niemand zum Fest ins Schloß.“

„Der und jener hat sich angesagt, und wir müssen uns rüsten, Kunne,“ antwortete die Gräfin, streifte mit einem sorglichen Blicke das bleiche Gesicht ihres Patenkindes und wandte sich dem Fenster zu.

„Herr Friedel kommt ja doch nie mehr!“ sagte die Magd plötzlich ganz laut.

Da legte sich die Hand Michizas auf ihre Schulter.

„Was wollt Ihr, Jungfrau?“ murmelte die Alte und trat ärgerlich zurück.

„Kunne —!“ raunte Michiza und sah ängstlich zur Muhme hinüber, die vorn am Fenster die Stickerie eines Wandbehanges mit prüfenden Augen besah.

„Jung-Friedel kommt nie mehr,“ wiederholte die Alte störrisch und bückte sich über eine offene Truhe.

„Aber Kunne!“ raunte Michiza.

„Nie mehr,“ behauptete die Alte. „Sie haben's verscherzt, der Graf und —“

„Michiza!“ rief die Gräfin. Da ging die Jungfrau hinüber ans Fenster. „Hilf mir!“ befahl die Muhme. Und die beiden Frauen legten den kostbaren Wandteppich über das Holzgestell. Die Magd aber setzte sich murrend auf einen Holzchemel neben ihre Truhe und begann vor sich hin zu raunen.

„Da sind mir nun die Motten hineingekommen,“ sagte die Gräfin ärgerlich und legte den Zeigefinger auf eine schadhafte Stelle des Kunstwerkes.

„Vorzeiten war's anders,“ brummte die alte Magd im Selbstgespräch auf ihrem Schemel. „Vorzeiten war doch noch Kirchweih! Aber heutzutage wissen sie ja gar nimmer, was Kirchweih ist, die Leut in Castell.“

„Der Schaden ist nicht groß; ich will ihn bessern,“ sagte Richiza und prüfte die Stickerei.

„Es ist, als ob die Mäuse das Herz zerfressen hätten,“ klagte die Gräfin.

Ein großes, rührfames Bild war in den Teppich gestickt: Unter den Blüten eines weitästigen Apfelbaumes saß eine Maid, und vor ihr kniete auf blumigem Grunde ein edler Herr in reichem Gewande. Er bot ihr sein flammendes Herz, als wäre es das hölzerne Vorbild einer Gedächtniskirche; sie aber neigte sich herab, als wäre sie eine Heilige, und lächelte blöde. Hinter den beiden ragte eine vieltürmige Burg zum blauen Himmel empor, und zwischen ihnen lehnten, eng aneinander geschmiegt, zwei Wappenschilder — ein schwarzer, schleichender Panther im gelben Felde zur Rechten, eine weiße Lilie im blauen Felde zur Linken.

„Die Motten haben's zerfressen,“ klagte die Gräfin und strich über das schadhafte Herz des edeln Ritters.

„Die Motten —!“ wiederholte Richiza.

„Ja, vorzeiten,“ raunte die alte Kunne, „da haben wir Kirchweih gefeiert, wir und die sieben Jungherren. Heiße, das war was! Aber so kommt's nimmer; denn die Blumen haben ihren Duft und der Himmel hat seine Bläue verloren. Alles ist anders geworden in Castell.“

„Alles ist anders geworden,“ murmelte die Gräfin und strich lieblosend über die weiße Lilie

im blauen Schilde. Richiza stand auf, trat zu der Alten und raunte eindringlich auf sie herab. Die schüttelte zuerst störrisch den Kopf; dann aber besann sie sich und ging murmelnd aus der Thür.

„Ach, wenn ich das noch erleben dürfte!“ seufzte die Gräfin.

„Es wird bald geschehen sein, Frau Patin,“ meinte Richiza, entnahm der Tasche ihres Kleides ein Päckchen, entfaltete es und zog aus dem vielfarbigen Seidengewirr einen gelben Faden.

Wehmütig schüttelte die Gräfin das Haupt. „Du weißt wohl, was ich meine, Richiza!“

„Ich soll den Schaden bessern, Frau Patin — nicht wahr?“ sagte die Jungfrau mit trübem Lächeln und zog die Seide durchs Nadelöhr. „Die Motten sind in die Flamme geflogen, und es ist anders gekommen als gewöhnlich — diesmal haben die Motten die Flamme gefressen.“

„O Kind, du weißt wohl, was ich meine!“ sagte die Patin, legte die Hände auf ihre Schultern und blickte ihr wehmütig in die Augen.

„Daß ich den Schaden bessern soll?“ rief die Jungfrau lächelnd und entschlüpfte behende ihrer Umarmung.

„Richiza!“ zürnte die Patin und wandte sich ab.

„Frau Patin!“ schmeichelte die Jungfrau, zog den schweren Wandbehang von der Stange, setzte sich auf einen Schemel, rückte die schadhafte Stelle

zurecht und begann zu stiden: „Ich weiß es ja und kann doch nicht.“

„Magst nicht,“ zürnte die Gräfin.

„Kann nicht, Frau Patin,“ beharrte Michiza.

„Und warum denn? Im Frühjahr noch hast du nicht viel dagegen gewußt —“

„Gewußt?“ rief die Jungfrau. „Ach Gott, im Frühjahr ist's auch noch in weiter Ferne gestanden, Frau Patin.“

„Und was hast du jetzt dagegen?“ fragte die Herrin.

Michiza schwieg und wandte das blutrote Antlitz zur Seite. „Es ist zum Lachen,“ rief sie plötzlich; „seht nur, das Herz des edeln Herrn ist zur Hälfte zerfressen, und den schäbigen Rest reicht er seiner Holden dar! Kann man sich wundern, wenn sie ihn verschmährt?“

„Aber sie mag ja — sieh nur!“ sagte die Patin.

Nachlässig strich die Jungfrau über das Bild der gestickten Dame: „Das blöde Weibsbild da? Kann sein, Frau Patin.“

„Die Motten sind daren gekommen,“ entschuldigte die Herrin.

„Die Motten, Frau Patin, die Motten, jawohl,“ wiederholte Michiza mit Nachdruck. Sie schob den Teppich zurück, daß er zu Boden glitt, sprang empor, faltete die Hände und machte ein klägliches Gesicht. „Jawohl, Frau Patin, so ist's. Genau so wie auf dem Teppich da“ — sie stieß mit dem Fuße an das

Kunstwerk — „so ist's auch im Leben.“ Sie lachte leise auf und begann sich hin und her zu wiegen, als schritte sie im Reigen unter der blühenden Linde. „Hört, Frau Patin, ich will Euch sagen, was ich über die Mannsleute denke, und dann sagt Ihr mir, ob mich der Herrgott im Himmel für einen“ — sie stockte und trat mit der Fußspitze auf den schwächenden Ritter — „ob mich der Herrgott für so einen geschaffen hat! — Den Trimberg, meint Ihr, weiß wohl.“ Sie drehte sich langsam um sich selber.

„Aber Michiza!“ klagte die Gräfin.

„Also den Trimberg,“ wiederholte die Jungfrau und ging im Tanzschritt rund um das Gemach. „Der Trimberg wird alt sein — fünfunddreißig Jahre, Frau Patin?“

„Bierunddreißig,“ berichtigte die Gräfin mit Nachdruck.

„Bierunddreißig und achtundzwanzig — das paßte wohl zusammen,“ sagte Michiza mit feierlicher Betonung. „Aber da sind's nun wohl sechzehn, siebzehn Jahre, seit er landauf, landab reitet mit seinem brennenden Herzen, und allgemach sind seine Haare dünn geworden, und seines Herzens Flammen — Frau Patin, ich muß lachen“ — sie trat noch einmal unhöflich auf den gestickten Herrn — „die Motten sind drüber gekommen, Frau Patin. Und jetzt reitet er müde und matt herauf nach Castell und hält mir mit freundlichem Grinsen sein ausgebranntes Lämplein entgegen. Ich aber“ — sie

stampfte zornig — „ich soll ihm das warme Herz hingeben, soll ihm zu eigen werden mit Leib und Seele“ — sie schüttelte sich und ihre Augen funkelten — „Frau Patin, das wäre ein ungleiches Spiel!“

„Kind, Kind!“ Die Herrin rang die Hände. „Hat man je schon gehört, daß eine Jungfrau so spricht? Was kümmert dich das Vergangene? Wer fragt nach dem, was hinter ihm liegt? Vorüber ist vorüber.“

„Jawohl, Frau Patin, wer fragt danach?“ sagte Michiza. Dann bückte sie sich, breitete den Teppich aus, ging nachdenklich rund um das Bild und sagte leise, als spräche sie zu sich selbst: „Sind aber nicht Vergangenheit und Zukunft unlöslich ineinander gewoben?“

Kopfschüttelnd ging die Gräfin aus dem Gemache.

Michiza lauschte auf die verhallenden Schritte. Dann schob sie den Kiegel vor, warf sich über Fräulein und Junker und weinte bitterlich.

Es war am Nachmittage vor dem Feste.

Drunten im Dorfe liefen die Weiber und holten auf großen Blechen die Kirchweihkuchen vom Bäcker. Herbstnebel bedeckten die Landschaft, und kopfschüttelnd befragten sich die Leute über das Wetter. Sachte fiel das gelbe Laub von der mächtigen Dorflinde draußen am Bächlein, und abseits von ihr

hatte fahrendes Volk seine Karren zusammengeschoben. Schwarzhaarige Kinder schlichen im Dorfe von Haus zu Haus und bettelten — und sie bettelten nicht vergebens im Nebel des Herbsttages. Bärenreiber zogen durch die Gassen, und Meister Braun tanzte zu den Klängen des Dudelsackes und brummte seine uralte Melodie darein. Mancher Heller, manch weißes Kirchweihbrot flog in die Mäße der Treiber.

Allerlei Gäste kamen noch immer einher auf nebligen Straßen von Abend und Mitternacht, Lahme und Blinde und Budlige, fahrendes Volk, das sich zu Festzeiten in den Dörfern versammelt, wie Krähen auf neugepflügtem Felde. Eine Kunst wußte auch der Dümme von ihnen: jeder hatte die Hand hohlmachen gelernt. Aber auch Bauersleute zogen einzeln oder in Gesellschaft zu Fuß und zu Roß von nah und fern heran — die einen von der Sehnsucht in die alte Heimat getrieben, die andern gelockt vom Dufte der dampfenden Töpfe. Denn jetzt waren die Tage im Jahre, wo Junker Überfluß auch in die Hütte des ärmsten Knechtes mit Jauchzen seine Broden streute, wo kein Magen knurren mußte im Dorfhag.

Aus der Tiefe der mittägigen Wälder kam ein junger Geselle zugeritten. Die Lederkappe saß ihm fest auf dem Ohr, die grausilberne Adlerfeder stach kühn hinaus in die Luft, ein blauer Mantel hing

lose über seinen Schultern, vorn auf der Brust von einer kunstvollen Spange gehalten, und hauchte sich über dem Rücken; ein breites Schwert baumelte zu seiner Linken vom Sattel hernieder. Schrittweise kam der müde Braune aus dem Nebel; Bauch und Beine waren ihm grau vom Schmutze der Straße. Schrittweise kam er ans Palisadentor und stampfte den kotigen Burgweg entlang, an der Grafenlinde vorüber, zum Schloßtor hinan.

Der Torwart trat heraus und fragte nach des Reiters Begehr.

„Warmes Essen, kühlen Trunk, weiches Lager!“ rief der Junker, sprang aus dem Sattel und warf dem Alten nachlässig die Zügel zu.

„Glaub's wohl,“ sagte dieser und zog verwundert die Augenbrauen in die Höhe. „Aber da ist keine Herberge.“

„Weiß ich, Alter, weiß ich,“ raunte der Junker, trat nahe herzu, klopfte ihn auf die Schulter und lachte ihm so freundlich ins Gesicht, daß der härtebeißige Geselle schmunzelnd murmelte: „Ei, wenn Ihr's wißt, Herr, dann —“

„— dann hättet Ihr um ein Haus weiter gehen sollen — nicht?“ ergänzte der Fremde zutraulich. „Laßt mit Euch reden, Alter. Ihr habt wohl zur Kirchweihzeit für einen fahrenden Junker einen Stuhl am Tisch, einen Stand im Stall und ein Bett in der Kammer?“

„Das ganze Schloß ist voll,“ brummte der Torwart.

„Desto lustiger!“ meinte der Junker.

„Da sind drei Grafen von Henneberg mit ihren Gräfinnen — da sind zwei Herren zu Limpurg, macht zusammen zwanzig Kofse, da ist der lustige Herr von Trimberg — und sie sagen, der muß da sein — —“

„Muß da sein? Warum?“ erkundigte sich der Junker.

„Warum? Darum!“ antwortete der Alte und lachte gar listig.

„Ei, du bist grob!“ Der Junker schlug ihn auf die Schulter.

„Grob wie 'n Torhüter,“ schmunzelte der Alte.

Aus der Tiefe des Hohlweges klang Trommelschlag, Gequieke von Pfeifen und Tuten von Hörnern; aus dem Nebel tauchten verschwommene Gestalten empor. Das müde Pferd des Junkers spitzte die Ohren; doch es besann sich und blieb mit hängendem Kopfe stehen. Trommler und Pfeifer zogen vorüber, dann kam einer im Narrenkleide, und hinter ihm trollten junge Kerle mit Spaten über den Schultern — sie zogen alle vorüber und verschwanden auf dem Burgweg zwischen den Planken im Nebel.

„Was wollen die?“ fragte der Fremde.

Der Alte lachte. „Jetzt wird die Kirchweih ausgegraben,“ raunte er geheimnisvoll.

„Die Kirchweih?“ fragte der Junker.

Aus der Tiefe des Hohlweges quoll eine Kinder-

schar. Unschlüssig blieben die vordersten stehen. Etlliche Beherzte lösten sich von den andern und liefen hinter den Pfeifern und Trommlern hinein in den Nebel. Nach kurzer Zeit aber flohen sie mit gellendem Geschrei zurück, und hinter ihnen rannte der im Narrenkleide und ließ unbarmherzig die Britsche auf ihren Rücken tanzen. Kreischend segten die Kleinen hinunter ins Thal. Mit großen Sägen sprang der Narr zwischen die Planken zurück, und im tropfenden Nebel verklang fern zwischen den Bäumen des Waldes das Quieten der Pfeifen, das Rasseln der Trommeln.

„So will's der Brauch,“ erklärte der Torwart. „Am dritten Tag wird sie vergraben im Wald, und keiner weiß den Ort als nur die Sieben mit den Spaten; am Abend vor dem neuen Fest gräbt man sie wieder aus. So will's der Brauch seit alten Zeiten in Castell.“

„Bei euch ist gut sein,“ sagte der Junker, griff in die Tasche, kimperte mit seinem Gelde und zwinkerte mit seinen Augen. Das Gesicht des Torwarts hellte sich auf, und er fuhr fort: „Wir haben einen Ochsen und drei Kälber, wir haben fünfzig Gänse und Enten, wir haben acht Säue geschlachtet — und niemand weiß, ob uns der Vorrat reicht.“

„Er reicht,“ rief der Junker und zog ein Geldstück aus der Tasche, drückte es in die große Hand des Wächters und ging voran ins Tor. Schmunzelnd

und murrend folgte der Alte und führte das müde Kößlein am Zügel.

Der Kämmerling wies den Fremden die Freitreppe empor und öffnete ihm die Türe zum Gemache des Grafen. Der bot auch ihm den Willkommgruß wie allen Gästen und sagte in höflichem Tone leicht hin, wie es die Sitte gebot: „Bringt mir Glück in mein Haus!“

Da sah ihm der Fremde voll ins Angesicht und sprach mit starkem Nachdruck: „Das gebe Gott, gnädiger Herr!“

Mit einem verwunderten Blick streifte der Verküppelte über ihn hin. Dann aber winkte er dem Kämmerer, daß er ihm sein Schlafgemach zeige.

*

Gegen Abend brach die Sonne durch den Nebel und vergoldete das herbstliche Land mit ihren letzten Strahlen.

Der Fremde war den Schloßberg hinabgestiegen und stolzierte durch die Gassen des Dorfes. Nun kam er hinaus zur Kirche, ging über den Friedhof zwischen den festlich geschmückten Gräbern hin, sah die Türe offen stehen und trat in den dumpfigen Raum.

Er neigte die Hand im geweihten Wasser, beugte das Knie und schlug das Kreuz. Dann schritt er langsam gegen den Hauptaltar.

Hinter ihm, durch die offene Türe, fielen die Strahlen der sinkenden Sonne auf die fünf Grabplatten, die vor dem Chore nebeneinander in den Fußboden eingelassen waren und die fünf Grüste der Helden vom Cyriakustage bedeckten.

Aufmerksam besah der Fremde die tiefen Linien der fünf eingeritzten quadrierten Wappenschilde und las murmelsnd die fünf Handschriften, die mit hochgezogenen Buchstaben fünf Namen und fünfmal das gleiche Jahr, den gleichen Tag verkündigten.

Freundlich lag der Glanz der sinkenden Sonne auf Wappen und Schrift; nachdenklich stand der Fremde davor.

Da erklangen draußen auf dem Kirchhofe jugendliche Stimmen. Lange Schatten fielen über die Grabsteine und stiegen zum Hochaltar empor. Schritte knirschten über das Pflaster.

Bescheiden trat der Fremde zwischen die Betschemel und gab zwei Mägden Raum, die einen großen Korb mit Fichtengewinden vorübertrugen, verstoßen nach dem schmucken Junker blickten, ihren Korb wortlos niedersetzten und die fünf Grabplatten zu schmücken begannen.

Wiederum fiel vom Eingang her ein Schatten über das Pflaster, und aus dem goldigen Dichte des Abends trat eine hohe Frau in den düsteren Raum.

Sie trug ein Körblein, kam langsam zwischen

den Säulen geschritten, trat zu den Mägden und besah genau, was sie getan hatten. Dann sagte sie freundlich: „Ihr könnt nun gehen.“

Eilig trippelten die Mägde mit ihrem leeren Korb hinaus; die Dame aber wandte sich nach der Evangelienseite hin.

Mit gekreuzten Armen stand der Fremde und ließ sie nicht aus den Augen. Als sie nun an ihm vorüberkam, beugte er das Knie zum Gruße.

Mit freundlichem Nicken dankte sie, trat ins Seitenschiff und stellte ihr Körblein zu Boden. Leise zog sich der fremde Mann zum Eingang zurück. Dort aber blieb er im Schatten stehen und beobachtete sie unverwandt aus der Ferne.

Sie stand mit gefalteten Händen vor einer kleinen Tafel, die zwischen uralten Gedenksteinen an der Mauer hing, und die scharfen Augen des Fremden lasen auf dem gelben, schwarzgeränderten Holze in lateinischer Sprache die Bitte: „O heilige Jungfrau Maria, wache über den Erdenwegen dessen, den du kennst, führ ihn heim ins Vaterland und bring endlich ihn und uns hinauf ans himmlische Thor.“

Nun öffnete sich die kleine Sakristeitür zur Rechten des Hochaltars, und ein gebückter Greis kam unter dem Rundbogen heraus, ging mit leisen Schritten quer durch das Schiff und trat hinter das Weib.

„Ich hab' mir's gedacht, Gräfin Michiza,“ sagte er mit zitternder Stimme und streckte ihr die Hand entgegen.

Sie wandte sich, griff nach der Hand des Priesters, sank tief herab und drückte einen Kuß auf ihre Künzeln. „Es ist ein guter Brauch, andächtiger Herr,“ antwortete ihre tiefe, klare Stimme.

„Ein frommer Brauch, der die Toten ehrt und die Lebenden erbaut,“ sagte der Priester.

Unverwandt beobachtete der Fremde aus der Ferne die beiden, und es entging ihm kein Wort.

„Wohl den Frommen, die da sterben in ihrer Jugend; sie sind dem Bösen entrafft und harren der Urständ,“ sagte der Greis und trat vor die geschmückten Grabsteine am Eingang des Chores.

„Wir aber welken im Gram um die Verlorenen,“ gab ihm das Weib zurück.

„Welken, Gräfin Richiza?“ lächelte der Priester. „Vergebt einem alten Manne, aber —“

„Ach, Jungfrau,“ seufzte Richiza, „bring endlich ihn und uns hinauf ans himmlische Thor!“

„Endlich, zulezt —!“ sagte der alte Herr freundlich. „Aber jetzt noch nicht — noch lange nicht, liebes Kind.“

„Und warum nicht, andächtiger Herr?“ meinte Gräfin Richiza, bückte sich und hob ein Rosengewind aus ihrem Körbchen. „Ein Monat um den andern verrinnt. Es sind vierzehn Jahre, seit wir vom Schloßturme nach der fliehenden Staubwolke gespäht haben —“

„Vierzehn Jahre,“ sagte der Priester und trat näher. „Und dennoch — endlich zulezt; denn es

ist noch nicht aller Tage Abend gekommen, mein liebes Kind.“

„Wie habt Ihr doch vorhin gesagt, Andächtiger?“ fragte Richiza. „Wohl den Frommen, die da sterben in ihrer Jugend, es ist ihnen viel Herzeleid erspart.“ Und sie begann die Weihetafel mit Rosen zu schmücken.

Ein Junge kam im Abendsonnenscheine zwischen den Gräbern zur Kirchthüre heran. Leise ging der Fremde hinaus und verhandelte raunend mit ihm.

Da schlich der Knabe die Stiege zur Orgel hinauf, die gleich einem Schwalbenneste in der Höhe des Chores hing. Auf leisen Sohlen folgte ihm der fremde Mann.

Polternd, knarrend und pfeifend bewegten sich die Bälge. Zornig trat der Priester mitten in die Kirche und rief drohende Worte hinauf. Aber der Bälgetreter ließ sich nicht irremachen, und aus der Dunkelheit kam der Fremde, setzte sich auf das Bänkchen und begann mit kunstvollen Händen die Tasten zu schlagen. Die Faust des Priesters sank herab; sein Haupt neigte sich; seine Hände falteten sich. Leise Töne fluteten durch den dämmerigen Raum; und der Fremde begann zu singen:

Erbarm dich, Gott, erbarme
und leg mir deine Plagen
in meinen jungen Tagen
auf meine starken Arme.

Wenn meine Knie wanken
in meinen späten Jahren,
wend ab Leid und Gefahren —
ich aber will dir's danken.

Doch bitt' ich ganz im stillen,
ich hab' nichts vorzuschreiben.
Laß mich dein Kind nur bleiben,
führ mich nach deinem Willen!

Langsam war auch Michiza in das Mittelschiff gekommen und stand nun neben dem Priester, und die sinkende Sonne warf ihr rotes Licht gleichermaßen auf das runzelige Antlitz des Greises wie auf das jugendschöne Gesichtlein der Gräfin.

Flüsternd neigte sich der Priester zu ihr: 's ist ein Fahrender, ich hab' ihn wohl bemerkt. Aber ich laß' mir sogar einen Fahrenden in meiner Kirche gefallen, wenn er solch frommes Lied zu singen weiß."

Michiza nickte und sah mit großen Augen zur Orgel hinauf. Und als die letzten Töne des Spieles verklängen, sagte sie nachdenklich: „'s ist ein ritterlicher Mann, Andächtiger. Und mir dünkt, als hätt' er unser Gespräch belauscht. — Aber die Sonne geht nieder, wir haben Gäste und ich muß nach Hause."

Damit begab sie sich zurück an die Mauer und nahm ihr Körbchen vom Boden.

Gräfin Michiza kam die Kirchenstufen herab,

hinter ihr schritt der Priester, und draußen zwischen den Gräbern wartete der Fremde.

Höflich kam er heran, beugte das Knie und sprach: „Herrin, vergebt mir die Kühnheit!"

Michiza neigte lächelnd das Haupt und antwortete: „Ich habe nichts zu vergeben. Das Spiel war schön und fromm das Lied."

„So hat Euch das Lied gefallen?" fragte der Fremde und erhob sich.

„Es ist eines frommen Mannes Lied," sagte der Greis.

„Und wer hat's gesetzt?" fragte die Gräfin.

„Er hat's ja selbst gesagt," wandte sich der Fremde lächelnd an den Greis, „einer, der fromm sein möchte."

„Kommt zu uns und helft uns das Fest feiern!" sprach Michiza.

„Ich bin des Grafen Gast," antwortete der Fremde und verneigte sich; „aber nicht alle Lieder klingen gut im Saale — etliche gehören in die Kirche, etliche in den Wald, etliche in die Dämmerung, etliche unter die blinkenden Sterne."

„Da habt Ihr recht," sagte die Gräfin leichtthin, neigte das Haupt zum Gruße und schritt neben dem Priester dem Ausgange zu. „'s ist ein ritterlicher Mann, Andächtiger," raunte sie vor dem Kirchhof zum zweitenmal.

„Ihr könnt recht haben," antwortete der Priester, bot ihr die Hand zum Abschied und wandte sich

seinem Hofe zu. Die Gräfin aber ging mit raschen Schritten die Dorfgasse entlang und stieg den Hüpf- auf zum Schloß empor.

In der dämmerigen Kirche stand der Fremde und las zum zweitenmal die schwarze Schrift der Weihetafel. Ein Lächeln ging über sein Antlitz, als er dem Ausgange zuschritt und vor sich hinmurmelte: „Was tut der Lebendige bei den Toten?“

Als Michiza durch die Seitenpforte neben dem Küchenbau den Schloßhof betrat, führten die Knechte sechs reichgezümmte Rosse in den Stall. Droben auf der Freitreppe aber stand die Gräfin-Mutter, bot einem vornehmen Herrn den Willkomm und schritt ihm voran in den Palas.

Unter der Küchentür gaffte eine Magd zum Palas empor. Fragend wandte sich die Gräfin Michiza zu ihr. Und mit dummdreistem Lächeln gab die Magd zur Antwort: „Der Herr von Trimberg, Eure Gnaden.“

Eine tiefe Röthe überzog das schöne Antlitz der Gräfin, und mit hastigen Schritten ging sie quer über den Hof in die Kemenate der Frauen.

*

Es pochte heftig an Michizas Türe, und der kleine Kunz kam über die Schwelle.

„Muhme —!“ Mit geballten Händen stand er da und rang nach Luft.

„Aber Kunz — wie sind deine Haare verwirrt! Komm her, laß dich kämmen!“

„Muhme —! Nun weiß ich, Muhme, wer's gewesen ist!“

„Aber was willst du denn, Kunz?“

„O Muhme, nun weiß ich, wer uns am Chriakustage in Würzburg geschmäht hat —!“

„Wer, Kunz?“

„Vorhin ist er eingeritten. An seiner Stimme hab' ich ihn erkannt. Der Herr von Trimberg ist's gewesen.“

Ein frohes Lächeln glitt über ihr Antlitz.

„Aber Muhme —?“ fragte er vorwurfsvoll und kam näher.

„Weißt du's auch ganz gewiß, Kunz?“

„Ganz und gewiß, Muhme. Aber sag, warum hast du gelacht? Weißt du was, Muhme? Jetzt geh' ich zum Vater —!“

„Sehe dich, Kunz, und laß uns miteinander reden.“

Sie setzte sich auf einen Stuhl, und gehorsam kauerte sich der Knabe auf einen Schemel zu ihren Füßen.

„Kunz, was regiert auf Erden?“

Er besann sich: „Die Kraft, Muhme.“

Michiza nickte. „Die Kraft. Was aber regiert über die Kraft?“

Er besann sich lange. „Die Kraft ist eben die Kraft, Muhme, und die Kraft ist's, die auf Erden regiert.“

„Dann müßte einst dein Leibroß Gaugraf im Walde werden, Kunz.“

Betroffen sah er zu Boden. „Die Klugheit, Muhme, die Klugheit.“

„Recht so, Kunz. Und die Kraft gebietet dir —“

Er unterbrach sie heftig: „Ich soll zum Vater laufen, daß er — den Trimberg aus seinen Toren jagt.“

„Recht so, Kunz. Dann aber kommt die Klugheit und spricht leise: Geh nicht zum Vater; denn — der Fremdling wohnt als Gast in unserm Frieden —“

„Als Gast in unserm Frieden, Muhme.“ Nachdenklich blickte der Knabe in die Ede.

„Darum laß ihn essen, Kunz, und laß ihn trinken und — gib ihn mir!“

„Dir?“ Der Knabe sah verwundert zu ihr auf.

Nichiza hatte sich erhoben und stand mit abgewandtem Gesicht da: „Er soll nie mehr nach Castell reiten, Kunz.“

„Muhme!“ Er sah sie mit leuchtenden Augen an. „Wenn du so sprichst, dann wird er nie mehr nach Castell reiten.“

„Aber Kunz, bin ich denn so böse?“

„Du — Muhme — —?“ Er warf sich auf den Teppich und umschlang ihre Knie.

„Nun also, Kunz?“ sagte sie, bückte sich und machte sich frei.

Er sprang empor und stand mit gefalteten Hän-

den vor ihr. „O Muhme, warum bin ich noch kein Mann?“

„Geh, Kunz!“ mahnte sie freundlich und wandte sich ab.

„Sterben möcht' ich für dich!“ rief er, warf sich abermals zu Boden, umschlang ihre Knie und schluchzte laut auf.

„Kunz!“ Erschrocken und ärgerlich schob sie ihn zur Türe. „Geh, Kunz, geh!“

„Aber ich geh' doch schon,“ schluchzte er und stampfte hinaus.

Abend war's, und im großen Saale speiste die Herrschaft mit ihren Gästen.

Gräfin Nichiza hatte den Gruß des Trimbergers mit unbewegtem Antlitz erwidert. Mit unbewegtem Antlitz saß sie auf der Bühne an seiner Seite und hörte auf seine Reden.

Unten am Tische saß der Knabe und streifte von Zeit zu Zeit die beiden mit finsternem Blicke.

Im Saale aßen und tranken die andern und sprachen murmelnd miteinander. Immer wieder suchten Nichizas Augen den fremden Sänger an der langen Tafel drunten im Saale. Aber sie suchten vergeblich.

So blieben die Frauen und das Kind, bis man die großen Weinkrüge zum Gelage herbeischleppte.

Als Nichiza ihr Gemach betrat, brannte eine

Kerze auf ihrem Tische, und vor dieser lag ein Streifen gelben Pergaments. Sie bückte sich und las die zierlich geschriebenen Worte: „Manche Lieder jedoch klingen am besten nächstlicherweile im Walde.“

Sie besann sich. Dann trat sie ans Fenster und schob den Laden zurück.

Lautwarm war die herbstliche Luft. Schweigend ragte der Grübertwald zu den flimmernden Sternen empor.

Sie wartete lange Zeit, und es war ihr, als müsse sie warten.

Leise Saitenklänge kamen von der Bergeshalde herüber.

Stärker wurde das liebliche Spiel, und nun setzte eine klare Männerstimme zum Gesange ein:

Viele Augen sind's gewesen,
waren nur auf mich gericht',
alles hab' ich drin gelesen,
doch die Liebe war es nicht.

Zorn und Gram und Mißverstehen
und ein wortlos Strafgericht —
alles, alles muß' ich sehen,
nur die Liebe war es nicht.

Aber eine kam gegangen,
brachte mir ein blaues Band,
drückte ihre heißen Wangen
fest in meine kalte Hand —

Hob die schweren Augenlider,
sprach so gut mit mir, so lind,
schenkte mir die Hoffnung wieder — —
und es war doch nur ein Kind.

Kind, o Kind, sei hochgepriesen;
denn in jener bösen Nacht,
als die andern mich verließen,
hast du's wieder gutgemacht.

Reiseglück und Heimatsegen,
alles, Kind, verdank' ich dir,
und auf meinen rauhen Wegen
ging dein Bild, o Kind, mit mir.

An dem Bande, deinem blauen,
hältst du mich, du liebes Kind,
und ich will dem Bande trauen,
daß ich mich nach Hause find'.

Nichiza hatte sich weit hinausgebeugt und lauschte mit verhaltenem Atem den verklingenden Akkorden des Notaspieles. Dann ging sie an den Tisch und löschte das Licht aus.

Nur noch das ewige Licht glühte in seiner brennroten Ampel aus der Ecke hervor.

Nach einer Weile begann der Fremde im Walde drüben das zweite Lied:

Sie hatten sich verbunden,
sie machten meinen Namen
in allen Landen schlecht;
ich stand mit vielen Wunden,
ich wollte fast erlahmen,
trotz meinem guten Recht.

Ich saß in dunkler Kammer
und würgte meine Zähren —
da trat ein Wort an mich:
was wär' es doch ein Jammer,
wenn alle für dich wären,
Gott aber wider dich?

Das fiel mit hellem Scheine
aus weiter Himmelsferne
in mein verzagtes Herz:
bleibt mir nur treu der Eide,
ich laß die andern gerne
und wend' mich heimwärts

und acht' es gleich dem Winde,
was sie auch mögen sagen —
wer kann mir Böses tun?
Gleich einem müden Kinde
darf ich's Gottvater klagen
und darf in seinem Frieden ruhn.

Michiza stand mit gefalteten Händen im Fenster,
Tränen tropften auf den Samt ihres Festkleides
hernieder.

Lange mußte sie warten. Dann endlich kam
das dritte Lied zu ihr empor:

Daß mich der Vater verstoßen,
ich kann es wahrhaftig verstehen —
wär' ich der Vater gewesen,
dann wäre das Gleiche geschehen.

Doch daß es die Mutter den andern,
die eigene Mutter geglaubt,
hat mir aus meinem Herzen
die letzte Hoffnung geraubt.

Nun ging Michiza zurück ins Gemach, ließ die
rote Ampel mit dem ewigen Licht an ihrem Kett-
lein herab, löste sie, trug sie zum Fenster und hielt
sie hinaus in die Nacht.

Kotaspieß antwortete ihr von der Berghalde
herüber.

*

Des andern Morgens forschte Michiza nach dem
ritterlichen Sänger. Doch niemand hatte ihn ge-
sehen; unberührt stand sein Lager im Kämmerlein.

Der Gottesdienst in der Dorfkirche war längst
vorüber, die Pferdesänften hatten den Grafen und
seine Mutter wieder zu Berge getragen.

Jetzt saßen sie mit etlichen ihrer Gäste auf der
Freitreppe des Palasses; Kopf an Kopf standen die
andern im Laubengange, und alles wartete auf den
Einzug der Bauern.

Schrille Musik erklang aus der Tiefe.

Das Gemölbe des Torweges hallte wider vom
Gerassel der Trommeln.

Ein langer Zug festlich gekleideter Knaben bog
in den Schloßhof, und zwischen den grauen Mauern
erklang wie alle Jahre ihr eintöniger Gesang: „Heil
euch — Heil!“

Sie schritten rund um den Hof und versammel-
ten sich vor der Freitreppe, sangen fort und fort
ihren gellenden, seltsam rührenden Gruß und be-
gannen die Früchte des Herbstes an den Stufen